

A detailed oil painting of a young woman with dark, curly hair, blue eyes, and a gentle expression. She is wearing a dark dress with a lace collar and a gold necklace. The background is a soft, neutral tone.

Gabriele Katz

Marie  
Ellenrieder  
und die Farben  
der Liebe

 ROMANBIOGRAFIE

 Südverlag



Gabriele Katz (Foto: privat)

Gabriele Katz ist in Württemberg geboren und aufgewachsen. Sie studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Germanistik in Tübingen und Berlin, promovierte in Kunstgeschichte. Sie ist freie Autorin und veröffentlichte Biografien über starke Frauen wie Käthe Kruse, Margarete Steiff und die Künstlerin Angelika Kauffmann oder Porträtsammlungen, z. B. über die Mitglieder der Stuttgarter Damenklasse oder Künstlerinnen und ihre Häuser. Mit *Marie Ellenrieder und die Farben der Liebe* legt sie ihre erste Romanbiografie vor.

Umschlagabbildung: Marie Ellenrieder, Selbstbildnis, 1818.  
Staatliche Kunsthalle, Karlsruhe (Inv.-Nr. 0783)  
Umschlaggestaltung: Silke Nalbach, Mannheim

„In der Tat, man malt nur gut, wenn man aus dem Innersten des Gemütes heraus malt. Marie Ellenrieder ist der Beweis dafür.“

LOUISE SEIDLER, MALERIN UND WEGGEFÄHRTIN  
MARIE ELLENRIEDERS



Als Kind erlebt sie das Chaos der Napoleonischen Kriege, und die Welt der Farben erscheint ihr als der einzig sichere Ort. In einer Zeit, die einer Frau lediglich einen Platz an der Seite eines Mannes zugesteht, erobert die begabte und schöne Marie Ellenrieder (1791–1863) als erste Studentin überhaupt den Zeichensaal der Königlichen Akademie in München. Schon bald eilt die junge Künstlerin von Erfolg zu Erfolg, zunächst als Porträtmalerin, dann zunehmend im religiösen Sujet. In Rom, der Stadt ihrer künstlerischen Sehnsucht, sucht Marie das strahlende, das göttlich-goldene Licht. Marie findet ihren ganz eigenen Umgang mit der Farbe und malt das Bild ihres Lebens. Doch in ihr Glück mischen sich dunkle Schatten ...

 Südverlag

ISBN 978-3-87800-145-4



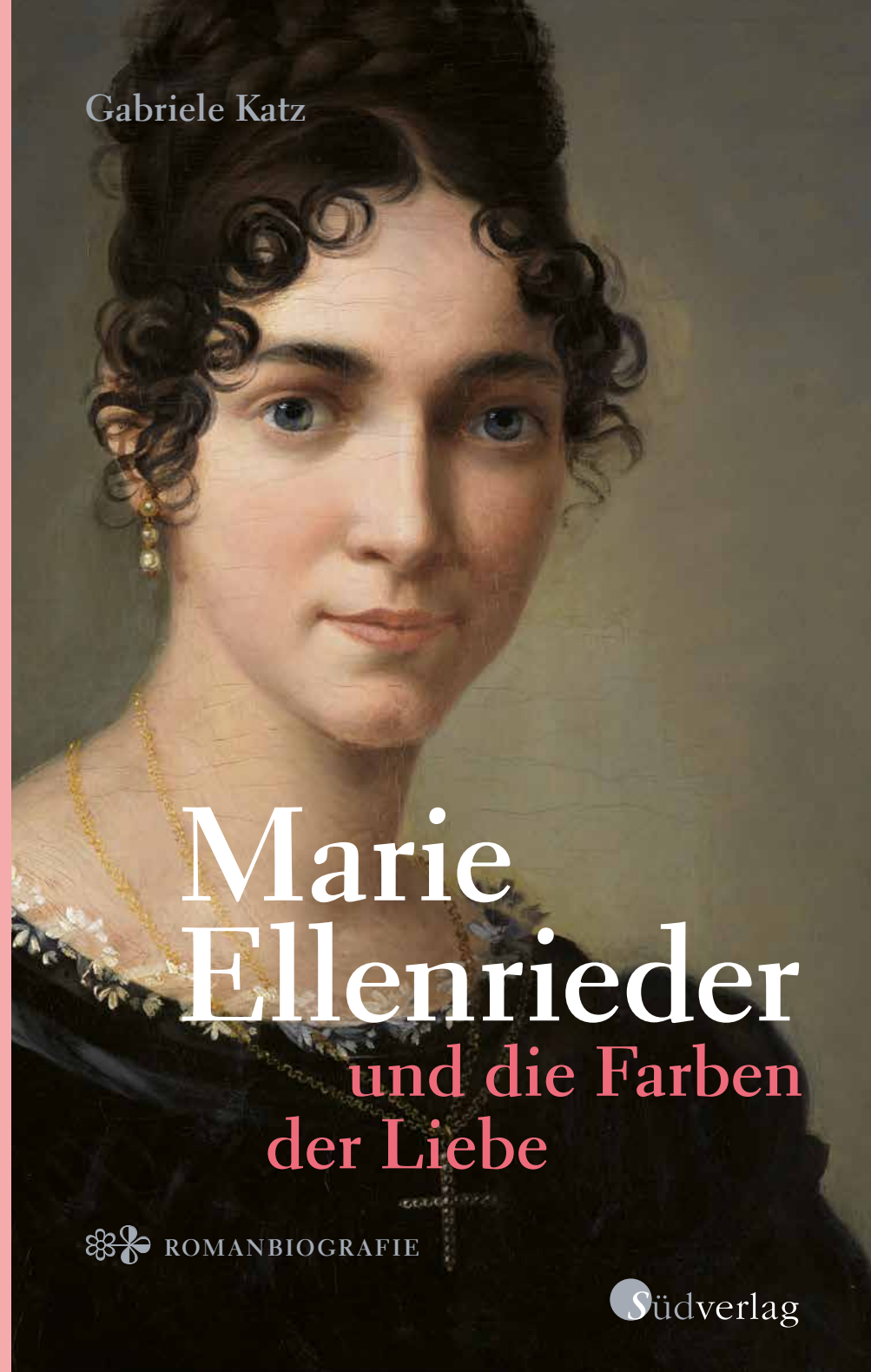
9 783878 001454



# Marie Ellenrieder und die Farben der Liebe

Gabriele Katz

Gabriele Katz



# Marie Ellenrieder und die Farben der Liebe

 ROMANBIOGRAFIE

 Südverlag

Als Kind erlebt sie das Chaos der Napoleonischen Kriege, und die Welt der Farben erscheint ihr als der einzig sichere Ort. In einer Zeit, die einer Frau lediglich einen Platz an der Seite eines Mannes zugesteht, erobert die begabte und schöne Marie Ellenrieder (1791–1863) unerschrocken als erste Studentin überhaupt den Zeichensaal der Königlichen Akademie in München. Schon bald eilt die junge Künstlerin von Erfolg zu Erfolg, zunächst als Porträtmalerin, dann zunehmend im religiösen Sujet. In Rom, der Stadt ihrer Sehnsucht, sucht Marie das strahlende, das göttlich-goldene Licht. Marie findet ihren ganz eigenen Umgang mit der Farbe und schafft es, ihre Vorstellung einer weiblichen sakralen Kunst zu verwirklichen. Sie malt das Bild ihres Lebens. Doch in ihr Glück mischen sich dunkle Schatten ... Mit viel Empathie und Sachkenntnis nimmt Gabriele Katz ihre LeserInnen mit auf die emotionale Entwicklungsreise einer jungen Frau, die ihren ganz eigenen Kopf hat und diesen auch durchsetzt. Es ist dies die bewegende Geschichte einer begnadeten Malerin, die sich über alle Kritik und Kränkung hinweg in der männlichen Kunstszene zu behaupten versteht. Marie nimmt für ihren Traum viel auf sich, sie kämpft und fleht und betet. Der Preis, den sie zahlt, ist hoch. Doch sie erringt dafür ein selbstbestimmtes Leben.



**Marie  
Ellenrieder**  
und die Farben  
der Liebe

GABRIELE KATZ

*„Meine Augen! Mein Mund! Darauf kam es mir an. Die Nase,  
geschenkt. Aber meine Augen, mein Mund. So schön und  
so verschwiegen. Und, das gebe ich zu, die mich beschirmenden  
Locken.“*

MARTIN WALSER ÜBER DAS SELBSTBILDNIS (1818)  
VON MARIE ELLENRIEDER

# Marie Ellenrieder

und die Farben  
der Liebe



ROMANBIOGRAFIE

 Südverlag

# Inhalt

<b>Prolog</b>	...	7
<b>Teil 1: Die Farbe Blau</b>	...	11
EIN TAG IM WINTER <i>Konstanz, Februar 1810</i>	...	12
LEBEN EN MINIATURE <i>Konstanz, Februar bis Mai 1810</i>	...	27
VORBEREITUNG AUF MÜNCHEN <i>Konstanz, August 1812 bis April 1813</i>	...	44
AUFNAHME IN DIE AKADEMIE <i>München, Juli 1813</i>	...	51
EINER VON VIELEN SONNTAGEN <i>München, August 1813</i>	...	69
AKADEMIE-ALLTAG <i>München, September 1813 bis März 1814</i>	...	74
<b>Teil 2: Die Farbe Rot</b>	...	89
BLÄTTER FALLEN WIE VON WEIT <i>München/Konstanz, September 1815 bis März 1816</i>	...	90
DER BEFREIUNGSSCHLAG <i>Konstanz/München, März bis September 1816</i>	...	99
UNTER WASSER <i>Konstanz, November 1816 bis Juli 1817</i>	...	108
SOMMERIDYLL UND EIN BISSCHEN MEHR <i>Krauchenwies/Zürich, August bis Oktober 1817</i>	...	117
BUCHSTABEN IM ALPHABET GOTTES <i>Konstanz/Freiburg/Konstanz, Winter 1817 bis Juli 1819</i>	...	129
IN EINEM WUNDERBAREN GARTEN <i>Freiburg/Donaueschingen/Ichenheim/Donaueschingen/Konstanz, Juli bis Dezember 1819</i>	...	145
ABSCHIED VON DER MUTTER <i>Konstanz, Januar bis März 1820</i>	...	167
ZUR EHRE DER ALTÄRE <i>Konstanz/München, Sommer bis Winter 1820</i>	...	171
KANN ES LIEBE SEIN? <i>München/Konstanz/Ichenheim, Januar 1821 bis September 1822</i>	...	182
DIE REISE BEGINNT <i>Konstanz, 7. Oktober 1822</i>	...	189
<b>Teil 3: Die Farbe Gold</b>	...	193
EIN KÜNSTLERHAUS <i>Rom, 28./29. Oktober 1822</i>	...	194
ZWEI MÄDCHEN AUF EINEM BERGE <i>Rom/Frascati/Grottaferrata/Rom, 30. Oktober bis 3. November 1822</i>	...	205

DIE SCHULE VON ATHEN	
<i>Rom, Dezember 1822</i>	... 214
NEUE FARBEN	
<i>Rom, Januar 1823</i>	... 231
DER KOMPONIERVEREIN	
<i>Rom, Februar und März 1823</i>	... 238
WACHSEN UND WERDEN	
<i>Rom, April bis Juni 1823</i>	... 246
OVERBECKS RACHE	
<i>Rom, Juli bis Dezember 1823</i>	... 253
GEGRÜSSET SEIST DU, MARIA	
<i>Rom, Januar bis Juni 1824</i>	... 265
UND PEPI STRICKT	
<i>Konstanz, Herbst 1824</i>	... 270
<b>Epilog: Noch einmal die Farbe Blau</b>	... 277
ZURÜCK NACH HAUSE	
<i>Konstanz, 22. April bis September 1825</i>	... 278
<b>Anhang</b>	... 287
ZEITTADEL	... 288
GLOSSAR	... 292
QUELENNACHWEISE	... 297
AUSSTELLUNGSKATALOGE	... 298
LITERATURAUSWAHL	... 299
ABSCHLIESSENDE WORTE UND DANK	... 301

# Prolog



Hüfte. Sie ergriff die schlafentspannte Hand, lauschte auf den Atem, tief und fest, vertrauenserweckend und tröstend.



Zuletzt knöpfte sie die gut gefüllte Börse an die Innenseite ihres Rockbunds. Ihr eigenes, selbstverdientes Geld, es reichte für die Erfüllung eines Lebenstraums.

Der Vater legte ihr die Hand auf den Scheitel und sprach den Segen über sie. Pepi drückte sie wortlos an sich. Eine kurze Erinnerung an die Nacht.

Die Peitsche knallte leise, die Pferde schnaubten, die Kutsche fuhr an.

„Lieber Gott, gib mir die Kraft für all das“.

Der Rosenkranz aus fein aufgefädelten Korallen mit dem großen, ziselierten Silberkreuz, ein Erbstück der Mutter, glitt vertraut und beruhigend durch ihre Finger. Die Mutter hatte diese Reise nicht gewollt.

Sie zuckte die Achseln. All das war Vergangenheit.

Jetzt zählte nur ihre überwältigende Sehnsucht.

Wachsen, werden.

Werden, was sie werden sollte.



ZUM HUNDERTSTEN MAL rückte sie die Gegenstände auf ihrem kleinen Schreibsekretär zurecht. In der ledernen Mappe mit den Dokumenten steckten der Pass, die Erlaubnis des Vaters für die Reise, die sie an allen Grenzen vorzeigen musste, außerdem die Befugnis, Bankgeschäfte zu tätigen und eine Logis zu beziehen – sorgsam ausgeführt, übersetzt und beglaubigt. Auch mit 31 Jahren konnte sie nichts davon aus eigenem Recht tun. Sie war eine Frau.

Zärtlich glitten ihre Finger über die ausgebreitete Seidenrolle, in der Bleistifte verschiedener Härtegrade, Kohlestifte, Spitzmesser sowie diverse Federkiele in regelmäßig eingenähten Schlaufen steckten. Seit fast zehn Jahren begleitete sie das grüne Futteral mit den aufgestickten Paradiesvögeln zwischen großblütigen Blumen. Ein Geschenk von Pepi. Daneben lagen das Skizzenbüchlein, das Tagebuch, das Wörterbuch, die goldene Taschenuhr und die Pistole.



Wie immer vor einer Reise konnte sie nicht schlafen, sondern zählte die Stunden nach dem Schlag der nahen Münsterglocken.

In der Mitte der Nacht erhob sie sich aus dem Bett, tappte barfuß ins Nebenzimmer und schmiegte ihren Körper vorsichtig an den der Schwester. Schulter an Schulter, Arm an Arm, Hüfte an

*Teil 1*

# Die Farbe Blau





# Ein Tag im Winter

*Konstanz, Februar 1810*



DER HIMMEL HING ANTHRACITFARBEN und tief über dem aufgewühlten, beinahe schwarzen See. Auf einer Mauer saß ein hochgewachsenes Mädchen, ein wollenes Umschlagtuch über dem Mantel fest um die Schultern gezogen, die Schute unter dem Kinn mit einer Schleife gebunden.

Plong, Plong, Plong, Plong trommelten ihre Stiefelabsätze in schnellem Rhythmus gegen die Steine.

Maries dunkelbraune Locken kringelten sich in der feuchten Luft noch stärker als sonst. Widerspenstig und ungehorsam arbeiteten sie sich unter dem großen Schirm der Schute hervor und klebten auf der Wange. Sie hasste dieses Kleidungsstück, das ihr die freie Sicht auf die Welt nahm. Immerzu mussten Frauen damit den Kopf drehen und wenden, wie aufgescheuchte Hühner. Es war lächerlich.

Ungeduldig hämmerte sie mit den fingerlosen Handschuhen auf ihr Zeichenbrett. Sie hatte vorhin unbemerkt das Haus verlassen, war auf Strümpfen die knarrende, breite Holzstiege hinabgeeilt, hatte sich die Stiefel geschnürt und sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür gestemmt, die leise seufzte, und war am Steuerhaus vorbei durch das Fischertor zur Fischerbrücke und dem Landesteg der Fischerboote gelaufen, wo sie sich auf die Mauer geschwungen hatte.

Sie wusste, die Mutter erhob sich bald seufzend aus ihrem

unruhigen Schlaf und sank noch im Nachthemd auf ihren Bettschemel. Der Vater fragte sich mit Blick auf die Uhr, ob es Zeit für die Werkstatt wäre, während er umständlich in seine Hosen schlüpfte. Pepi wusch sich energisch über der blau geblühten Porzellanschüssel das Gesicht, bevor sie in die Küche ging und mit der Magd das Frühstück richtete, während Anna in ihren Kissen weiter träumte.

Marie kniff die Augen zusammen, alles waberte im dichten Nebel. Wenn sie sich umdrehte: keine Häuser, keine Kirchtürme. Einzig fest das Mauerstück, auf dem sie saß. Es gab ihr den Halt, nicht vom Grau verschluckt zu werden.

Man schrieb das Jahr 1810. Die alte Konzils- und Bischofsstadt Konstanz, ehemals freie Reichsstadt, dann seit 1547 ein Teil Vorderösterreichs, gehörte seit vier Jahren zum neu errichteten Großherzogtum Baden. Fragte sich nur, für wie lange. Nach den Heimsuchungen der Revolutionskriege und trotz des Bündnisses mit Napoleon musste die Stadt weiter Soldaten stellen und Kriege finanzieren. In ihren zwar schwer erschütterten, aber aufrechten, mittelalterlichen Mauern, Türmen und Toren lebten rund 4000 katholische Einwohner, von denen viele sich immer noch dem Kaiser von Österreich verpflichtet fühlten. Erst vor einem Jahr hatten sie Vorarlberger Truppen, die über den See kamen, mit Waffen versorgt. Hochverratsprozesse gegen einzelne Bürger waren die Folge gewesen.

Endlich hörte Marie Stimmen. Sie wehten wie ein leises Lied herbei.

„Mein Jakob ist heute Nacht wieder besoffen aus der Wirtschaft gekommen. Wir haben keine einzige Münze mehr in der Schatulle. Wovon soll ich Essen für die Kinder kaufen? Ich weiß nicht, wie der Tag werden soll. Ach, wäre doch schon morgen! Möge der Herr uns behüten!“

Die Wäscherinnen schwankten in Zweiergruppen heran, schleppten je einen großen, geflochtenen Weidenkorb zu den Stufen, ins Wasser hinab. Gebeugte Silhouetten verteilten sich

auf den fest vertäuten Booten: Ocker, Grüne Erde, Krapprot, Preußischblau. Die Kleider leuchteten, während die bleichen Gesichter unter den weißen Hauben mit dem Grau verschwammen. Es war, als beträten die Frauen eine Bühne, versammelten sich zu einem Tanz der Farben, einzig und allein für Marie. Der schwarze Kohlestift ragte aus der Umhängetasche. Schnell klappte sie ihren hölzernen Kasten mit den Pastellkreiden auf.

Marie hauchte gegen ihre kalten, steifen Fingerspitzen, zog schwungvoll und großzügig die Silhouetten der Frauen mit Kohle, malte sie energisch in von rechts oben nach links unten gezogenen Strichlagen aus: Farbinseln im Grau, unwirklich, fast magisch. Ocker, Grüne Erde, Krapprot, Preußischblau. Ein Ocker, das sich beugt, Grüne Erde, die sich streckt, ein Krapprot, das die Arme ausbreitet, während Preußischblau ...

Schnelle Schritte klatschten aufs Pflaster. Das konnte nur Josefine sein, „Pepi“.

„Marie, Marie!“ Freude kämpfte in dem runden Gesicht mit Besorgnis. „Du musst kommen, Marie. Die Mutter ist aus dem Dom zurück. Sie fragt schon nach dir. Du weißt doch, sie leidet's nicht, wenn du so früh allein aus dem Haus gehst.“

Marie seufzte, legte die blaue Kreide zu den anderen zurück und küsste Pepi ungestüm ins Gesicht. Lachend ließ sie eine Strähne glatter, blonder Haare durch ihre Finger gleiten. Wie schaffte es Pepi nur, immer nach Karamell und Vanille zu duften? Zärtlich schlang sie ihre Arme um die Schwester und zog sie zu sich auf die Mauer. Da saßen sie: die eine rundlich, die andere gertenschlank, die eine klein, die andere groß. Die eine mit freundlichen grünen Augen voller Schalk, die andere mit großen blaugrauen Augen, die alles sehen und begreifen wollten.

„Schau dir nur die Stimmung an, Pepi. Ich kann hier jetzt nicht weg. Siehst du die Frauen?“

Pepi nickte.

„Wie eine Kette schwankender, bunter Lampions. Blau, Rot, Grün, Gelb: wundervoll.“

Josefines Augen folgten dem ausgestreckten Zeigefinger Mariens. „Gleich verteilen sie sich auf die Boote.“

Wieder nickte die Schwester.

Marie schaute und malte. Soeben durchbrach die Sonne in giftigem Gelb die Linie des Horizonts.

„Ein paar Minuten noch, dann steht sie so hoch, dass sich das Wasser zu verfärben beginnt. Es wird erst braun, dann grün, dann blau werden. Das muss ich malen. Ich muss bleiben, Pepi.“

Marie klappte das erste Blatt des Zeichenblocks um und brachte die Farben des Wassers aufs Papier.

Josefine blieb sitzen. Wenn Marie sich in dieser Stimmung befand, war alles Reden zwecklos. Sie konnten beide hier auf der Steinmauer festfrieren, die Mutter mit ihren Klagen das Haus zum Einsturz bringen, der Vater in stummer Verzweiflung die Arme zum Himmel werfen, Anna den Kopf unter ihrem Kissen verstecken und sich die Ohren zuhalten: Nichts würde etwas ändern.

Marie musste bleiben, Marie musste malen.

Und weil Marie bleiben musste, blieb auch Josefine. Einer musste sich schließlich um Marie kümmern, damit sie nicht samt Farbenkasten und Zeichenblock im eiskalten Wasser landete. Und dann gab auch Pepi sich der Stimmung hin, lehnte den Kopf an die Schulter der Schwester, versuchte zu sehen, was Marie sah und malte, zu sehen, was nur Marie sie sehen lassen konnte: eine Welt aus Farben, in der es kein Leid gab, keinen Schmerz. Mariens Welt.

Die Frauenstimmen drangen inzwischen deutlicher an Josefines Ohr, wurden lauter und lauter. In der wachsenden Helligkeit verblassten die Farben, der Zauber verflog. Mariens Welt zog sich zurück, und Josefine bemerkte, dass sie fror.

„Komm, lass uns gehen, Marie.“

Pepi sprang von der Mauer, drehte sich um die eigene Achse, weg von dem Bild, weg von dem Traum. Marie seufzte und steckte das Violett in den Kasten. Vorbei. Sie musste nach Hause. Auf ein Frühstück wollte sie verzichten. Die Strafpredigt der Mutter hatte sie schon oft gehört. Pepi würde ihr ein Brot bringen, dick

bestrichen mit Butter und Honig. Marie konnte sich ein Leben ohne Pepi nicht vorstellen.

Einander umarmend steuerten die beiden nach Hause.

Vor dem *Hotel Hecht* warteten zwei herrschaftliche Kutschen. Fischer und Gemüsefrauen richteten auf dem Fischmarkt unter lautem Poltern und Rufen ihre Stände auf. Beschlagene Holzräder knirschten über das Pflaster, Fässer rollten auf ihren Eisenreifen. Auf den Tischen schimmerten silberne Felchen mit goldenen Bäuchen und Flossen, dunkle Saiblinge mit einer hellroten Unterseite, kapitale, metallisch glänzende Seeforellen mit kleinen schwarzen Tupfen auf der Oberseite und gefährlich aussehende Barsche mit ihren martialischen Heckflossen.

„Nein, Marie, wir bleiben jetzt nicht stehen!“



Ein Diener im deutlich abgewetzten Justaucorps, in Kniehosen und mit altmodischer Perücke zog die große Doppeltür des breit gelagerten Barockpalais auf. Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg-Ampringen lebte eher bescheiden, im gewaltigen Schatten des Münsters, mit einer Haushälterin, einer Köchin und einem Kammerdiener. Jetzt klapperte er auf schwarzen Lackschuhen übers Kopfsteinpflaster. Wie immer in Eile.

Wenn er sein Haus verließ, und das tat er täglich, gerade weil er sich in dieser biederer Stadt als Einsiedler fühlte, überfiel ihn eine jähe Genugtuung darüber, wie sehr sich Konstanz doch verändert hatte, seit er hier lebte. 1798 hatte Wessenberg, im Besitz einer Präbende, einen freigewordenen Domherrenhof bezogen und sich zum Subdiakon weihen lassen, war vollberechtigtes Mitglied des Domkapitels geworden.

Behände kreiselte der zierliche Mann zwischen den Marktständen hindurch, wich den Abfällen aus, die achtlos auf dem Boden verstreut lagen, Fischköpfe, Gemüsestrünke, Kohlblätter, nickte freundlich, wenn ihm ein armseliger alter Mann oder eine junge Magd ehrerbietig einen Gruß zuwarf.

Aristokrat zu sein, bedeutete für Wessenberg, Verantwortung zu tragen, seinem Landesherrn zu dienen und sich für das Wohl der Untertanen einzusetzen. Und so hatte er nicht wie die anderen Domherren seine Zeit mit müßigem Wohlleben vertan, nein, er hatte *Über den Verfall der Sitten in Deutschland* geschrieben.

Wessenberg war entgegen seiner äußeren Erscheinung von großer Energie und Entschlusskraft. Inzwischen von Bischof Dalberg zum Generalvikar ernannt, biss er die Zähne zusammen, als der Besitz der Kirche enteignet wurde, und nahm die Zügel in seinem Sprengel fest in die Hand. Schluss mit der alten katholischen Laxheit, mit Pfarrern, die große Hunde durch die Straßen führten, in Gasthäusern saßen und tranken! Schluss mit Messen, bei denen sie ihr Latein herunterleierten ohne die geringste innere Beteiligung, während Frauen in den Bänken knieten und einen Rosenkranz nach dem anderen murmelten und Messdiener den Klingelbeutel kreisen ließen!

Wessenberg wurde ständiger Gast im Priesterseminar in Meersburg, unterrichtete nicht nur dort, sondern auch in St. Gallen, Luzern und Einsiedeln, stockte Bibliotheksbestände auf, gründete Lesevereine, lobte Preise aus. Einmal in Schwung, schränkte er das Wallfahrtswesen ein, überwachte die Bruderschaften, reglementierte Prozessionen und Heiligenfeste. Katholiken sollten sich der täglichen Gewissenserforschung hingeben und einen einwandfreien, moralischen Lebenswandel führen. Dabei helfen sollten Predigt, Katechese, deutsche Kirchenlieder, ein deutsches Andachtsbuch. Wessenberg war überzeugt: Der aufgeklärte Mensch musste wissen und verstehen, woran er glaubte.

Die Ladenglocke des fürstbischöflichen Hofuhrmachers schlug ihren melodischen Dreiklang in Dur an.

„Ellenrieder, wo steckt Er?“

Der derart Angerufene schreckte aus seiner stummen Zwiesprache mit einer widerspenstigen Unwucht auf. Konrad Ellenrieder gab seinem Dienstherrn nicht die Hand, sondern verbeugte sich tief. Das weiße Haar fiel in die Stirn des stets etwas bekümmerten

Gesichts mit den schmalen Lippen. Ihre hohe Gestalt hatte Marie vom Vater geerbt.

„Euer Exzellenz!“

Seit er sich in Wien für die Kunst zu begeistern gelernt hatte, hielt Wessenberg sich nicht nur für einen großen Liebhaber derselben, sondern auch für einen Kenner. Außerdem war er zum passionierten Sammler geworden. Umgeben von Bildern, Statuen und grafischen Blättern erlebte er seine besten Stunden. Und er erkannte ein Talent, wenn er es vor sich hatte. Mit Schwung knallte er jetzt eine große, in Leder gebundene Mappe auf den Ladentisch.

„Ich habe Marie wieder etwas zum Kopieren gebracht, Naturansichten, Bäume, Felsen etc. etc. Und ein paar Köpfe. Marie muss Menschen zeichnen lernen. Die Farben fallen ihr ja von selbst zu.“ Als sein Gegenüber nicht reagierte, konnte Wessenberg sich nicht mehr bremsen: „Die Kirche braucht Menschen, die den Worten der Schrift neue Gestalt geben. Einfach, klar und rein. Kein Goldglanz, kein Strahlenkranz, keine stürzenden Engel und taumelnden Teufel, nichts, was uns ängstigt und klein macht, wo wir in der Ecke eines riesigen Kirchenschiffs kauern und hoffen, dass uns das Ganze nichts angeht.“

Der Uhrmacher wünschte sich in diesem Moment nichts sehnlicher als eine solche Ecke.

„Der Glaube, mein guter Ellenrieder, will und muss die Menschen ergreifen, sie zur vollen Entfaltung ihrer Fähigkeiten und Kräfte bringen“, fuhr der Domherr enthusiastisch fort. „Den Weg zu Gott wird der mündige Christ auch in neuen Kirchenbildern finden. Und für diese Bilder hat Seine Marie den rechten Sinn. Sie ist mutig, aber sanft, fantasiebegabt, aber nicht überschwänglich, sie ist beharrlich und vor allem: Sie geht mit offenen Augen durchs Leben.“

Der Brückenbauer zwischen Gott und der Welt hielt einen Moment erschöpft inne.

Es würde dauern, bis Konrad Ellenrieder sich wieder seinem

mechanischen Problem widmen konnte. Als Mann, der das verlässliche Ticken seiner Uhren über alles liebte, scheute er die verbale Auseinandersetzung mit seinen Mitmenschen.

Ungeachtet dieser Empfindlichkeit steigerte Wessenberg sich indes weiter: „Das Mädchen kann es weit bringen. Sie darf nicht länger hier in Seinem Laden versauern, wie oft muss ich Ihm das noch sagen!“

Marie polierte derweil im hinteren Raum der Werkstatt mit einem weichen Tuch die frisch feuervergoldete Trägerfigur einer alten Monstranz-Uhr und verstand die gemurmelte Antwort nicht. Der Vater hatte vor Tagen das dünne Blattgold in Quecksilber aufgelöst, nachdem er die neu zu vergoldenden Flächen mit derselben giftigen Substanz und Salpetersäure vorbereitet hatte. Danach hatte er das breiige Goldamalgam über einem schwach glühenden Holzkohlefeuer aufgestrichen. Während er die kleine Skulptur langsam gedreht hatte, hatte Marie das Amalgam mit einer Hasenpfote verwischt. Bei dieser Prozedur entstanden giftige Dämpfe. Marie und ihr Vater banden sich deshalb jedes Mal dichte Baumwolltücher vor Mund und Nase und öffneten die Fenster der Werkstatt sperrangelweit.

Sie war mit ihrem Ergebnis zufrieden: Neptun erstrahlte. Kniend hielt er statt einer Muschel das Gehäuse der Uhr hoch über seinen Kopf. Marie hatte den nackten Körper und das bärtige Gesicht in den letzten vierzehn Tagen von allen Seiten gezeichnet. Das war ungeheuer schwer gewesen, die Proportionen wollten einfach nicht stimmen. Mal war der Oberschenkel zu lang, dann der Fuß zu groß. Nur die Wiedergabe des bärtigen Gesichts wollte gelingen. Sie hatte einen Stich des blinden Dichters Homer neben ihr Blatt gelegt. Immerhin wuchs sie, für ihr Temperament viel zu langsam, zunehmend über die Vasen, die Fruchtgebilde und Blumen hinaus.

Konrad Ellenrieder ließ seine Tochter in der Werkstatt helfen, seit sie nicht mehr zur Schule ging. Marie verzierte Uhrenschilde mit Barockrosen und besserte mit feinem Pinsel schadhafte gewor-

dene Figurinen aus. Wichtig war ihr selbst nur, dass sie malen konnte, Farben mischte und Terpentin roch. Bereits als kleines Mädchen hatte sie jedes noch so winzige Blatt Papier mit Zeichnungen gefüllt. Dann hatte sie dem Vater ein Kistchen mit Kohlen und Pastellkreiden abgeschmeichelt. Sie setzte ein leuchtendes Rot neben ein frisches Grün und umgab es mit einem leuchtenden Blau. Daraus wurde ihre Schwester Josefine vor einem Sommerhimmel.

Es war, als hätte Marie die Tür zu einem Zimmer geöffnet, in dem sie sich souverän zwischen Farben und Formen bewegen konnte: Sie befahl dem Blau zu fliegen, dem Rot zu tanzen, ganz ohne Worte. So glücklich sich die kleine Marie in ihrer eigenen Welt der Farben fühlte, so jäh konnte sie abstürzen in kindlich hemmungslose Verzweiflung. Meist war es dann weder Pepi noch dem Vater noch der Mutter möglich, den Grund für dieses Weinen und Schluchzen zu ergründen, denn mit Maries Antwort: „Die Farben stimmen nicht!“, konnten sie nun mal nichts anfangen.

Marie wollte unbedingt Künstlerin werden. Wer aber konnte ihr das nötige Handwerk beibringen? Ihr Urgroßvater Franz Benedikt Herrmann war hochfürstlich kemptischer Hofmaler gewesen, ein Schüler Pellegrinis in Venedig, Akademiemitglied in Rom. Ihr Großvater Franz Ludwig Herrmann hatte sich 1749 in Konstanz niedergelassen, war zum Hofmaler des Bischofs aufgestiegen und hatte im ganzen Bodenseeraum und in der Schweiz gearbeitet. Von ihm stammten Altarbilder in der Stephanskirche, die Fresken in Kreuzlingen. Seine Bilder kannten die Leute am See und in Vorarlberg. Beide hätten Marie sicher in ihren Werkstätten ausgebildet. So wie seinerzeit Tante Theresia, die Seite an Seite mit ihrem Vater aufs Gerüst gestiegen war und einen Barockhimmel nach dem anderen an die Kirchendecken gemalt hatte.

Onkel Xaver Herrmann aber, der vor 20 Jahren im Stadttheater launige Fresken wie *Verbannung des Hanswursts von der Bühne* an die Wand gebracht und die Rathausfassade mit Grisailen verziert hatte, weigerte sich schlicht, die Nichte in seine Werkstatt aufzu-

nehmen. Für ihn sollten Frauen Kinder bekommen und seinen Gesellen das Essen kochen. Das machte er auch auf seinen Bildern deutlich: Stolz hatte er sich mit frischem Inkarnat, Pinsel und Malerpalette in der Hand als Verkörperung männlicher Tatkraft dargestellt, seine Ehefrau dagegen bleich und ernst mit einem Kindlein auf dem Arm. *Er ist die Sonn, sie ist der Mond*. Tante Barbara trug das Selbstporträt des Ehegemahls als goldgerahmtes Medaillon an einer Goldkette auf der Brust. Wie ein Fürst hatte er sie damit für ihre Dienste entlohnt. Ganz klar, sie würde nie vergessen, welche Aufgabe in der Welt ihr zukam. Der Mond kreiste schließlich um die Sonne. Marie pustete sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Pfffff.

Auch Wendelin Moosbrugger, Mitglied der berühmten Baumeister- und Stuckateur-Dynastie aus Vorarlberg und seit Kurzem Porträt Hofmaler des württembergischen Königs, zuckte nur verächtlich mit den Schultern, als Marie in Begleitung des Vaters bei ihm vorstellig wurde. Ein Mädchen sollte gefälligst seiner Mutter helfen, sich im Stricken und Sticken üben und sich verheiraten lassen. Moosbrugger hatte Söhne, und die sollten einmal in seine Fußstapfen treten.

Immer dieselbe Melodie. Dass Angelika Kauffmann aus dem vorarlbergischen Schwarzenberg es als Malerin zu höchster Anerkennung, zu Ansehen und Reichtum gebracht hatte, davon wollte hier keiner etwas wissen. Und Tante Theresia galt Maries Mutter als Rebellin der Familie, über die zu sprechen verboten war.

Schnell nahm Marie jetzt die Schürze ab, strich die widerspenstige Locke hinters Ohr, eilte ihrem redefreudigen Mentor Wessenberg entgegen und versank in einen artigen Knicks.

„Da ist sie ja, meine Marie, künftige Sonne am Himmel der Kunst!“

Sie hörte der zeremoniösen Gesprächseinleitung nur mit halbem Ohr zu, doch der Generalvikar war ihr wichtigster Verbündeter. Er vergaß nie seine Kindheit mit zwei Schwestern und zwei Brüdern auf dem Familiengut im Breisgau, mit einem ver-

witweten Vater, der sich der Erziehung seiner Kinder ohne die adelsübliche Zucht widmete, dafür mit Liebe und Respekt. Die Mädchen und Buben lernten Französisch, Latein und Griechisch, lasen die klassischen Dichter ebenso wie die der Gegenwart. Der Vater ließ sie im Garten arbeiten, die Natur beobachten, wanderte mit ihnen, lehrte sie rudern und fischen, machte sie auf Reisen mit der Kunst und den Menschen bekannt.

Wessenberg trat für die Gleichbehandlung der Geschlechter in Erziehung und Bildung ein, ignorierte Rousseau, der den Geistesgaben einer Frau keinen Millimeter über den Weg trauen wollte, warf ohne Bedauern Thomas von Aquin über Bord, der die Frau nur als Gehilfin des Mannes gelten lassen wollte – von Aristoteles, der die Frau schlicht zum Gefäß neuen Lebens herabwürdigte, ganz zu schweigen.

Zu spät für Marie. Sie hatte bei den Dominikanerinnen im kleinen Kloster Zoffingen am Rheinufer nur wenige Jahre Schönschrift, Lesen in der Bibel, den Heiligenlegenden und anderen frommen Geschichten gelernt. Einzig die Misswirtschaft und Finanznot des Klosters hatte die Nonnen dazu gezwungen, Lehrerinnen zu werden. Vielleicht waren deshalb unnachsichtig und humorlos geführte Lob- und Tadelbücher der Gipfel ihrer pädagogischen Bemühungen gewesen.

Mochte alle Welt das als „unweiblich, lächerlich und schädlich“ brandmarken, für Ignaz Heinrich von Wessenberg kam es auch in der Kunst nur auf das Talent an, und deshalb war er nun hier. Im oberen Stockwerk schlug laut eine Tür. Schritte tappten über den Flur.

Inzwischen trat Marie so erwartungsvoll von einem Fuß auf den anderen, dass Wessenberg ihr mit einer kleinen Geste der linken Hand erlaubte, die schwarzen Bänder der von ihm mitgebrachten Mappe zu lösen. Behutsam wendete sie Blatt um Blatt. Heiligenköpfe, Apostelköpfe, Philosophenköpfe, nach links oder nach rechts gedreht; heroische Alpenlandschaften, südliche Landschaften. Marie war schnell klar: Dies waren riesige Herausforderungen.

Sie würde über Wochen beschäftigt sein. Kohle, Bleistift, Röteln.

„Ellenrieder“, wandte sich Wessenberg wieder dem Uhrmacher zu. „Er handelt nicht, also habe ich es getan und Seine Tochter dem Miniaturisten Einsle avisiert. Er kennt ihn, Einsle wohnt seit ein paar Wochen mit seinem Weib nur wenige Häuser weiter. Der Mann kommt aus Augsburg. Er ist erfahren in seinem Metier. Das ist ein Glück für Marie.“



Anna Maria Ellenrieder war nicht entgangen, wer in der Werkstatt eingetroffen war. Seit den Franzosenkriegen fürchtete sie nicht nur um ihr behagliches Haus mit den großen, stuckgeschmückten Räumen, den dicken Mauern, dem großen Vorratskeller, sie bangte auch um ihre Töchter.

Die älteste, Valentine, hatte Nicolas Frédéric Detrey aus Payerne im zu Bern gehörenden Waadtland geheiratet. Er arbeitete als Prokurist bei Macaire de L'Or, dem Kopf der geschäftstüchtigen Genfer Kolonie. Die österreichische Regierung hatte die Protestanten 1785 nach Konstanz geholt. Inzwischen begannen die Schrecken der Industrialisierung die Stadt zu verändern. Uhrmacher arbeiteten mit vorgefertigten Teilen und nahmen den Handwerksmeistern das Geschäft weg. Macaire hatte sich mit seiner Familie auf der Dominikanerinsel niedergelassen und eine Indienne-Fabrik etabliert. Dort, wo im 14. Jahrhundert Heinrich Seuse in theologischer Strenge, spekulativer Mystik und höfischer Romanhaftigkeit gedichtet hatte, arbeiteten nun Männer, Frauen und Kinder, bis der Ton einer Glocke sie wieder freiließ. Alle Welt wollte die wundervollen Baumwollstoffe mit den exotischen Blumen und Tieren. Anna Maria konnte nicht daran denken, ohne das Kreuz zu schlagen. Valentine brachte drei Kinder zur Welt, die lebten: Friedrich, den sie „Fritz“ nannten, Marie und vor einem Jahr Rudolf. Die Mutter war zufrieden mit Valentine.

Anna, die drittgeborene der Ellenrieder-Töchter, hatte sich

kürzlich mit einem braven Gerber und Lederhändler verlobt. Ihr hatte die Mutter eine stattliche Mitgift bestimmt.

Die Verantwortung für Josefine und Marie dagegen schleppte Anna Maria Ellenrieder immer noch durch ihre Tage, ihre Gebete. Josefine mit ihrem fröhlich-ruppigen Naturell würde vielleicht keinen Mann mehr bekommen. Wollte es wohl auch gar nicht. Im Gegenteil, sie arbeitete Tag für Tag, als wäre sie selber einer, zog ihren Gemüsewagen vom Garten nach Hause, prüfte abends jede Tür und jedes Fenster wie ein guter Hausvater. Aber nicht nur sie widersetzte sich einem ehrbaren Frauenleben. Denn die meisten Sorgen bereitete der Mutter die Jüngste: Marie. Angstvoll umklammerte Anna Maria das goldene Kreuz an ihrem Hals.

Es war eine Tortur gewesen, dieses Kind auf die Welt zu bringen. Drei Tage und Nächte hatte sie sich in Schmerzen gewunden und bei jeder neuen Wehe gefürchtet, diese würde sie nun in Stücke reißen. Sie hatte nach einem frommen Weib geschickt, das ein Gebet nach dem anderen für sie sprach. Ihre Seele hatte sie mehr als einmal der Mutter aller Mütter, der Gottesmutter und Himmelskönigin, anvertraut: *Gegrüßet seist du Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern.*

Und die huldvolle, gnädige Jungfrau hatte sie erhört. Sie hatte das Kind aus dem gemarterten Schoß seiner Mutter entlassen. Mit einem kräftigen Schwung war ein kleines Mädchen mit schwarzen Haaren gleichsam aus Anna Marias Körper gesprungen, hatte sich die winzigen roten Fäustchen ans Gesicht gedrückt und so laut geschrien, dass die ganze Nachbarschaft hören konnte: Die Ellenrieder war trotz ihrer 44 Jahre mit einem gesunden Kind niedergekommen.

Bis sie sich allerdings selbst wieder gesund und kräftig fühlte, dauerte es so lange wie die Schwangerschaft. Das Mädchen wuchs indes zu einer Schönheit heran, als wollte es damit die Strapazen der Mutter entgelten. Marie war anmutig, nahm die Menschen für sich ein und schien es dabei kaum zu bemerken. Sie steckte mit

dem Kopf in den Wolken, und das war gefährlich, besonders in der Zeit, in der zu leben Gott ihnen auferlegt hatte.



„Ça suffit, arrivez à la fin!“, fiel der Kirchenmann dem Hofuhrmacher eine Etage tiefer jetzt ungeduldig ins Wort. „Der Einsle will in Konstanz reüssieren. Er macht kein Geheimnis daraus. Er wird Seiner Tochter etwas beibringen, das nutzt auch ihm selbst. Das Porträt en miniature wird immer beliebter, jeder Bürgersmann möchte sich im kleinen Format verewigt sehen. Die Leute glauben tatsächlich, sie seien so interessant. Für Seine Marie aber ist es der Auftakt einer respektablen Carrière. Keiner, auch nicht Seine Frau, kann etwas dagegen haben. Gehab Er sich wohl.“

Die Ausbildung in der Werkstatt eines Miniaturmalers entsprach zwar nicht Marias Wünschen, doch für den Moment musste sie sich damit zufriedengeben. Schnell packte sie die Blätter wieder in die Mappe.

„Ich dank Euch Vater, dass Ihr mir das Malen erlaubt. Ich könnte nicht anders leben.“

Konrad Ellenrieder hätte sein Lieblingskind gerne bei sich in der Werkstatt behalten. Gerührt strich er Marie über die dunklen, störrischen Locken. Er liebte ihr Ungestüm, ihre Leidenschaft, aber das ließ er sich nie anmerken. Sie würde es auch ohne Ermunterung schwer genug haben.

„Ach, meine Marie“, murmelte er und setzte barsch hinzu: „Jetzt mach dich wieder an die Arbeit. Du weißt doch, Zeit ist Geld!“

Auch Ignaz Heinrich von Wessenberg hatte schon viel zu viel Zeit mit dieser Sache vertan. Ellenrieder stand schon lange auf seiner Seite, nur sein Eheweib, eine von den Ewiggestrigen, konnte sich nicht entschließen, ihre Tochter das tun zu lassen, was sie am besten konnte. Wessenberg hatte daher Tatsachen schaffen müssen. Eilig flog die kleine schmale Silhouette in schwarzen Kniehosen und Frack, mit kurzen, weiß gepuderten Locken davon.

Am Fenster des Obergeschosses folgte Pepi dem Generalvikar mit den Augen, bis er im prächtigen Tor seines prächtigen Hauses verschwand.

„Agathe“, rief sie der Magd durch die halb geschlossene Tür zu, „geh die Fenster in Maries Stube putzen. Sie braucht mehr Licht.“

B

## Leben en miniature

*Konstanz, Februar bis Mai 1810*



NACH DEM ABENDLICHEN TISCHGEBET erklärte Konrad Ellenrieder seiner Frau mit für ihn ungewöhnlicher Entschiedenheit, dass weder er noch sie sich dem ausdrücklichen Wunsch des Herrn Generalvikar länger widersetzen konnten. Schließlich war ein Teil ihres Einkommens von ihm abhängig. Außerdem hatte die Familie einen Ruf in der Stadt zu verlieren. Marie war nun mal die Urkelin eines Künstlers, die Enkelin eines Künstlers, die Nichte eines Künstlers und die Nichte einer Künstlerin. Und sie blieb zu ihrer Ausbildung ja in der Stadt, sie arbeitete nun nur nicht länger im Erdgeschoss ihres Elternhauses, sondern ein, zwei Straßen weiter. Da war schließlich, wenn man es recht bedachte, kein großer Unterschied. Nach der Ausbildung konnte Marie ihre Kunden dann in der Uhrenwerkstatt empfangen, er selbst wurde schließlich auch nicht jünger.

Anna Maria Ellenrieders Nerven waren bereits aufs Höchste angespannt. Seit Michaelis schon surrten die Spinnräder, überwachte sie das Ausbessern sämtlicher Kleider, Leintücher, Bettüberzüge und Küchentücher. Bis Ostern sollte das so weitergehen, dann wurde bis Johannis neues Zeug genäht. Anschließend musste die Mutter Annas Aussteuer endlich in Angriff nehmen. Das war die nächste Schlacht, die es zu schlagen galt. Sonst wollte ihr Mann doch auch nie etwas entscheiden!

„Ha!“, entgegnete sie daher aufgebracht und drückte das Kinn



*„In der Tat, man malt nur gut, wenn man aus dem Innersten des Gemütes heraus malt. Marie Ellenrieder ist der Beweis dafür.“*

LOUISE SEIDLER, MALERIN UND WEGGEFÄHRTIN  
MARIE ELLENRIEDERS



Als Kind erlebt sie das Chaos der Napoleonischen Kriege, und die Welt der Farben erscheint ihr als der einzig sichere Ort. In einer Zeit, die einer Frau lediglich einen Platz an der Seite eines Mannes zugesteht, erobert die begabte und schöne Marie Ellenrieder (1791–1863) als erste Studentin überhaupt den Zeichensaal der Königlichen Akademie in München. Schon bald eilt die junge Künstlerin von Erfolg zu Erfolg, zunächst als Porträtmalerin, dann zunehmend im religiösen Sujet. In Rom, der Stadt ihrer künstlerischen Sehnsucht, sucht Marie das strahlende, das göttlich-goldene Licht. Marie findet ihren ganz eigenen Umgang mit der Farbe und malt das Bild ihres Lebens. Doch in ihr Glück mischen sich dunkle Schatten ...

ISBN 978-3-87800-145-4



9 783878 001454